

# Woher der Span?

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **2 (1876)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-237849>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit ihren dem Lehrkörper Achtung gebietenden Institutionen, die alles frauenhafte Zurichten, das heisst Verstümmeln an Stoff und Methode ausschliessen, sie, welche die Freizügigkeit gewähren und somit vollgültige Vorbereitungen für die Fachschulen sind, — sie können durch sogenannte höhere Mädchenschulen nicht ersetzt werden, welche aller dieser Vorzüge entbehren, ohne dafür andere wesentliche zu bieten. — Tüchtige Bildung, im Gegensatz zu verderblicher Halbbildung, wird der Familie und Gesellschaft stets zum Segen reichen, und der fortschreitenden Kultur kann durch nichts eine kräftigere Stütze geboten werden, als durch vorurtheilsfreie, richtig denkende Mütter.“

Wenn von der Frauenarbeit die Rede ist, so hört man gewöhnlich, die normale Aufgabe der Frau sei die Besorgung des Hauswesens und die Erziehung der Kinder. Gewiss! Aber hierbei übersieht man die Tausende, welchen diese „normale Lebensstellung“ nicht zu Theil wird, weil sie nicht zum Heirathen kommen, und die Tausende von Verheiratheten, welche neben den Hausgeschäften sich noch am Erwerb theiligen müssen, um die Familie durchbringen zu helfen. Diese beiden Kategorien machen aber einen wesentlichen Theil der gesammten weiblichen Bevölkerung eines Landes aus. So sind in England unter 14 Millionen Seelen 4 Millionen selbständig erwerbende Frauen, wovon 2½ Millionen unverheirathete. In Berlin macht die Zahl der arbeitenden Frauen 30% sämmtlicher Arbeitskräfte aus. Die Worte, womit Dr. Schwabe eine diesfällige statistische Zusammenstellung schliesst, sind auch für unsere Verhältnisse beherzigenswerth:

„In Berlin befinden sich 43,417 unverheirathete erwachsene Frauen, von denen man sagen kann, dass sie sich an der nationalen Arbeit nicht oder nur in geringem Grade, als meist überflüssige Beihülfe in der Wirthschaft theiligen. Berufslosigkeit, das heisst in den meisten Fällen Abhängigkeit von Andern, wird wohl immer als ein gesellschaftliches Uebel bezeichnet werden können“. Laut einer vom österreichischen Handelsministerium für die Wiener Weltausstellung veranlassten Zusammenstellung beschäftigen sich in Oestreich 22500 Frauen und Mädchen mit Cigarrenfabrikation, 12000 mit Erzeugung von Papier, 8000 mit Fabrikation von Glas und Glasschmuck, 5000 mit feinem Möbelarbeiten; in Wien allein werden 12000 Frauen beim Bauhandwerke bethätigt, u. s. f. Diese Zahlen beweisen deutlich die Befähigung des Weibes zur Arbeit, sowie das Bedürfniss desselben nach Arbeit und Erwerb, und daraus ergibt sich denn auch, dass die Erhöhung der Erwerbsfähigkeit durch vermehrte Bildung und durch Oeffnung der ihr zur Zeit noch verschlossenen Berufskreise eine soziale Pflicht ist.

### \*\*. Woher der Spatz?

Es wird dem „Päd. Beob.“ etwa der Vorwurf gemacht, er nehme eine leidenschaftliche, unfreundliche Stellung ein gegen die zürcherische Geistlichkeit, sogar gegen die freisinnige. Ist dieser Vorhalt begründet?

Dass innerer Zwiespalt vorhanden ist, dessen sollte man sich auf beiden Seiten genugsam bewusst sein. Der Beobachter stellt sich auf den Boden des verworfenen Schulgesetzes; die liberalen Theologen waren fast durchweg dessen Gegner. Die demokratische Lehrerschaft steht für die vollständige Trennung von Kirche und Schule ein und für unbedingte Konfessionslosigkeit, beziehungsweise für gänzlichen Ausschluss des Religionsunterrichts auf dem Boden der Schule: die Geistlichen kämpfen selbstverständlich — sie können berufshalber nicht anders — für die Reminiscenzen, wenn auch nicht mehr der Herrschaft der Kirche über, so doch noch der Verbindung derselben mit der

Schule. Die Bedeutung der Volksschule ist zur Zeit noch im Wachsen begriffen: die Macht der Kirche sinkt mehr und mehr. Sollte da nicht eifersüchtiges Missbehagen Platz greifen?

Wie hat sich der „Päd. Beob.“ bisanhin solcher Sachlage gegenüber verhalten?

Im Vorjahr 1875 brachte unser Blatt eine etwas lebensfrische Zeichnung von „Pfarrer und Pfaffen.“ Die erstern wurden freundlich begrüsst. Wer sich verletzt fühlte, stellte sich damit selbst in die Reihe der zweiten Kategorie.

Bei der Kontroverse unsers „Beobachter“ gegen Herrn Professor Biedermann war dieser der Angreifer. Dass er sowohl als sein von ihm in den Zwist hineingezogener Freund, Herr Direktor Fries, Geistliche waren, das gab ohne unser Zuthun dem Kampfe eine gehässigere Färbung.

Eine weitere Fehde gingen wir mit dem redaktorlichen Herrn Pfarrer Frei ein. Schon 1874 hatte dessen Volkszeitung ein Mitglied der nachherigen Redaktionskommission des „Beobachter“ als „verrückt“ bezeichnet. Das ging nun freilich diese Kommission als solche nichts an. Darum liessen uns auch verschiedene Rücksichtsnahmen, welche uns Frei's redaktorische Manier zu Theil werden liess, bedeutend kalt. Erst als diese Kampfweise zur — wir räumten ein: wahrscheinlich nicht bedachten — Entstellung überging, parirten wir und eröffneten die Wahl zwischen Unehrlichkeit und Unfähigkeit. Herr Pfarrer Frei acceptirte die letztere Zulage, freilich mit der Versicherung, dass er sich mit einem bei ihm zur Natur gewordenen Eckel von der pädagogischen Dreiheit abwende.

Diese chemische Scheidung liessen wir uns gerne gefallen. Persönliche Schimpfereien rühren uns nicht. Sachliche Lügen dagegen lassen wir nicht auf sich beruhen. Leider scheinen bei Herrn Frei etwaige gute Vorsätze nur Pflastersteine auf dem Wege zur Hölle zu sein. Das Fleisch ist willig, aber der Geist ist schwach. Der Eckel ging auch gar zu bald unter in der unwiderstehlichen Anwendung zur Zänckerei. Am 5. Januar 1876 sagt das Frei'sche Blatt: „Während der „Päd. Beob.“ in seinen Auszügen aus dem erziehungsräthlichen Jahresberichte von 1874 untergeordnete Dinge der Mittheilung werth hält, verschweigt er die Urtheile der Bezirksschulpflegen über die neuen Lehrmittel. Sehr bezeichnend!“ In unserm „Beobachter“, Nr. 49, aber findet sich unter den genannten Auszügen die Stelle: „In Sekundarschulorten liegt für die Ergänzungsschule die Gefahr nahe, dass ihr nur die schwach begabten Schüler übrig bleiben, für die bei der kurz zugemessenen Zeit der jetzt gebotene Unterrichtsstoff nach Quantität und Qualität nicht geeignet ist.“

Eine solche Leichtfertigkeit nun — wir schliessen wieder die Absichtlichkeit aus — masst sich an, volksbildnerisch wirken zu wollen. Ueber Herrn Pfarrer Frei als Publizist hat sich unser Urtheil vollständig abgeklärt. Interessant für uns könnte nur noch sein, ihn über gewisse Bibeltexte predigen zu hören.

Und nun ein Wort nicht über einen pfarrherrlichen Redaktor, aber über einen dito Lieferanten pikanter Zeitungslektüre. Offenbar ein „evangelischer“ Lehrer — wer zum „pädagogischen Gesindel“ hält, kann schlechterdings nicht mit der „Zürch. Freit.-Ztg.“ verkehren — hat in der Weihnachtsnummer dieses „Freitags“-Blattes einen Geistlichen als unmoralisch denunzirt. Das störte gar gewaltig die Ruhe eines sehr freisinnigen jungen zürcherischen Mitgliedes des zürcherischen Ministeriums. Ja nicht etwa im Sinn der Wiedervergeltung nach dem profanen Satz: Haus Du meinen Juden, hau ich den Deinen! — sondern rein nur, um in den Forderungen der öffentlichen Moral das Gleichgewicht herzustellen, springt unser Pfarrer in die Schiffe Zürich und legt sein Ehrenwort oder seine Unterschrift ein für die Habhaftigkeit einer Neujahrsdenunziation gegenüber einem ganzen Quartett unmoralischer zürcherischer Volks-

chullehrer! Eigenthümlich immerhin, wie der evangelische Lehrer und der freisinnige Geistliche nicht nur die gleichen moralischen Anwendungen haben, sondern auch den gleichen Weg finden zu dem derzeitigen Forum, vor welchem am bereitwilligsten die Verletzungen der öffentlichen Moral zum Austrumpeten entgegengenommen werden. Die gemeinsamen Pfade so verschiedener Herren sind wirklich gar wunderbar! Doch wunderbarer noch ist es, wie ein geistliches Gewissen, das so warm für die öffentliche Moral schlägt, dass es mit rührendem Sammelfleiss auf Immoralitäten Jagd macht, eine lange liebe Zeit mit der Last solcher Leute sich schleppt und schleppt, bis — vermeintliche Standesinteressen dem Fass den Boden ausschlagen.

Es ist nicht pharisäische Ueberhebung, die Gott dankt, dass wir nicht sind wie „Jene,“ sondern es ist un-er Interesse für das Volkswohl und für die ihm dienende Volksschule, wenn wir im Namen des zürcherischen Lehrerstandes des Entschiedensten wünschen: So bald ein Lehrer sich wesentlicher Unsittlichkeiten schuldig macht, so kennzeichne, so brandmarke ihn sofort die öffentliche Stimme! Sie warte nicht, bis die gelegene Zeit kommt. Jedes derartige Verschweigen ist ein Verrath an der Wohlfahrt der Gesamtheit.

Wir beschwerten uns also nicht über den Inhalt der geistlichen Denunziation, sondern über den ebenfalls geradezu unmoralischen Beweggrund zu derselben. Auch das Vollmass der vier Sünder unter dem Lehrerstand ficht uns nur in seiner absoluten Höhe an — ein solcher Unglückssohn ist schon zu viel —, nicht aber in seiner proportionalen. Eine Vergleichung zwischen Geistlichen und Lehrern unter Berücksichtigung der Körperstärke kann weder da noch dort zum Hochmuth anreizen.

Dass nun aber bei solchen Erfahrungen unsere Sympathie für einen grossen Theil unserer Geistlichen nicht „obsiegend“ sein kann, wird begreiflich erscheinen. Für einmal möchten diese Eröffnungen zu Gunsten unserer Klarstellung genügen. Leid thut es uns immerhin, dass wir eine Anzahl aufrichtiger, vorurtheilsloser Lehrerfreunde unter unserer Geistlichkeit vor den Kopf stossen müssen, wenn wir wegen des grossen Trosses der „Pfaffen“ allerwärts im Schweizerland mit zu der Forderung uns stellen: „Fort mit aller Pfafferei aus der künftigen Bundesvolksschule!“

### Strauss, alter und neuer Glaube.

(Vorlesungen Volkmar, 17. Dezember, 7. Januar.)

Der allgemeinen Idee, von der die Offenbarung Johannes getragen ist, derjenigen des Sieges des Christenthums über die Heidenwelt, sind untergeordnetere Rücksichten angehängt, die sehr viel Menschliches an sich tragen. In der urchristlichen Gemeinde machte sich eine gewaltige Parteilung geltend, diejenige zwischen den heidenfreundlichen Paulinern und den judenchristlich gesinnten „Brüdern“ anderseits. Paulus durchbrach die Schranken des nationalen Judenthums. Das war in den Augen der Herkömmlichkeit eine Auflehnung gegen die Heilsanstalt des alten Bundes. Je grösser die Erfolge des Paulus in Kleinasien, Griechenland und Italien waren, desto riesiger erschien seinen gegnerisch besorgten Mitchristen die Gefahr der Verheidnisirung des Christenthums. Durch die Erlaubniss, mit den Heiden zu essen, gestattete Paulus seinen Anhängern den Genuss von Opferfleisch. War das nicht Mitschuld am Götzenkultus? So schuf Paulus die Heiden nur dem Namen nach zu Christen um. Er duldete oder befürwortete gar Mischehen, das reine Gegentheil der providentiellen Absonderung, den das Judenthum lehrte. Im Römerbrief eifert Paulus nackt und rund gegen alle revolutionären Bestrebungen. Jede Gewalt — so lehrt er — ist von Gott eingesetzt und soll demgemäss respektirt werden! Das war

überhaupt viel gesagt der Tyrannei eines Nero gegenüber, berührte aber besonders hart die jüdischen Nationalen, die Gott allein als Herrn anerkennen wollten. All diesen Auslassungen des grossen Heidenapostels gegenüber nennt ihn die Apokalypse in ihrer bilderstarken Sprache, ohne ihn mit seinem Namen zu bezeichnen, einen falschen Propheten. Sie lässt ihn als ein Thier, das einem Lamm gleicht (Symbol des Christenthums) aus dem Lande aufsteigen. Doch dieses Lamm trägt das Zeichen des Drachen (des heidnischen Götzendienstes.) Zwar stürzt dieses Lammthier viele Heidenaltäre. Gleichwohl wird es als falscher Prophet zur Hölle verurtheilt. Mit solch einer gewaltigen Leidenschaftlichkeit urtheilt die Offenbarung über Paulus.

Durch diese schrankenlosen Angriffe waren die Paulinischen Christen erschreckt und verwirrt. Ueberhaupt musste die Wirkung der in der alttestamentlichen Feuersprache geschriebenen Apokalypse eine ungeheure sein. Sie entflamte mit ihrem Ausblick auf den Sieg des christianisirten Judenthums selbst streng pharisäische Gemüther. Die neuesten theologischen Forschungen gehen darüber ziemlich einig, dass das vierte Buch Esra (Prophet Esra), obschon es den Schriften des alten Testaments eingereiht ist, nach der Offenbarung Johannes, aber unter deren nachklingendem Einfluss von einem nicht christlichen Pharisäer geschrieben sei. In ganz johanneischer Weise ist auch da ein Bild des römischen Heidenreichs gezeichnet mit dem Horizont der Wiederherstellung des weltbeherrschenden Judenthums.

Die Weissagung der Offenbarung freilich hatte sich nicht innerhalb der 3½ Zeiten erfüllt. Jerusalem war seit dem Jahr 70 zerstört, ohne dass Israel sich bekehrt hatte. Bei diesem Misserfolg durfte Markus im Jahr 73 es wagen, zur Rehabilitirung des Paulus eine Gegenoffenbarung zu schreiben. Er kleidete sie in eine Geschichte des Lebens Jesu. Die Grundrisse fand er in einem frühern „Evangelium“ oder in bloss mündlicher Ueberlieferung. Doch die biographischen Skizzen sind mehr nur das Kleid, in das Markus seine apologetische Polemik legte. Diese innerlich vorwiegende Gegenbezognahme auf die Apokalypse brachte es ohne anders mit sich, dass deren Bilderreichthum theilweise auch in die Markusschrift überging. Die „Verklärung“ Jesu in der Gesellschaft von Elias und Moses (Namen für die Märtyrer Jakobus sen. (44) und Jakobus jun. (61) mit der Hinweisung darauf, dass erst auf die Niederlage im Tode die Verherrlichung der Messiasidee folge) ist vollständig der „Offenbarung“ entlehnt. Die strahlende Erscheinung von Jesus allda ist sowohl johanneisch wie Paulinisch. Die 40 Tage Verborgenheit unter Versuchungen in der Wüste sind gleichfalls apokalyptisch, wie die Vergleichung Jesu mit einem Bräutigam, dessen Braut die johanneische christliche Gemeinde ist. Der in Markus viel gebrauchte Ausdruck *Menschensohn* ist schon Danielisch. In den Paulinischen Briefen kommt er nicht vor, wol aber in der Apokalypse. Die Dämonen- oder Teufelaustreibungen, welche im ersten Drittel der Markusschrift eine so grosse Rolle spielen, reihen sich an die Satansschilderungen in der Offenbarung.

Die Einordnung der Polemik in die halb geschichtlichen Bilder ist von Markus gut angebracht. Auf die Streitfrage der Jünger: Wer ist der Grösste unter uns? lässt der Evangelist den Meister sagen: Der letzte wird der Grösste sein! — Dieser Letzte ist — Paulus. Jesus stellt ein Kind mitten unter seine Jünger. Dieser Kleine bedeutet — Paulus. Der Klage: Solche, die nicht zu uns gehören, treiben in deinem Namen Teufel aus! tritt Jesus mit der Beschwichtigung entgegen: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich. Hütet euch vor Aergernissen! Uebet Selbstüberwindung! In die Zeit der Abfassung der Markusschrift versetzt heisst das: Misskennet Paulus nicht! Der Trunk Wassers, der Nothleidenden gerecht also gewerthet wird, als wäre der Dienst an Jesus selber gethan, weist auf die Lie-